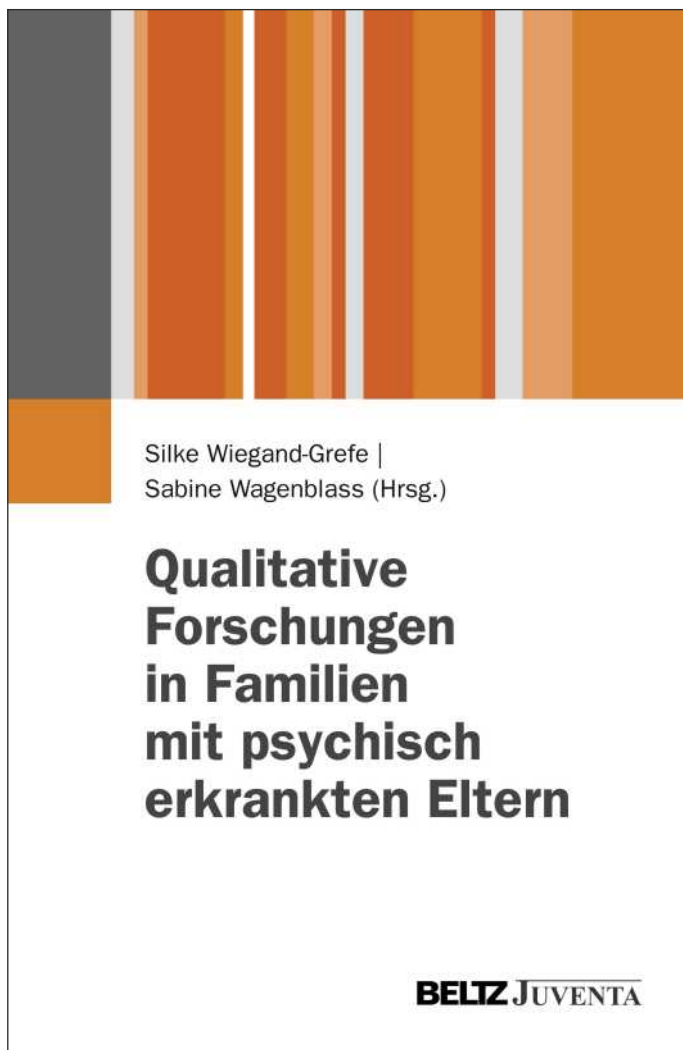




Silke Wiegand-Grefe |
Sabine Wagenblass (Hrsg.)

Qualitative Forschungen in Familien mit psychisch erkrankten Eltern

BELTZ JUVENTA

Sabine Wagenblass, Silke Wiegand-Grefe

1. Qualitative Forschungen bei Kindern psychisch kranker Eltern – eine Einführung

Um psychologischen, erziehungs- oder sozialwissenschaftlichen Fragestellungen nachzugehen kann heutzutage auf ein umfangreiches methodisches Instrumentarium zurückgegriffen werden. Je nach Forschungsfragen und -interessen kommen dabei quantitative und/oder qualitative Methoden zur Anwendung. Die Frage nach dem Stellenwert qualitativer Methoden wird dabei unterschiedlich beantwortet. So ist für einige Disziplinen (z.B. Soziologie) eine relative Gleichberechtigung qualitativer und quantitativer Ansätze zu konstatieren, während in anderen (z.B. Psychologie und Medizin) qualitativen Methoden eine nur marginale Rolle zukommt (Mruck und Mey 2010). Die Vorbehalte und die Grundkritik an qualitativen Methoden beziehen sich im Wesentlichen auf die weitgehende Beliebigkeit der Ergebnisse bzw. Interpretationen sowie die geringe Objektivität und Reliabilität (Zuverlässigkeit der Erhebungsmethode). Trotz dieser Kritik sind in allen Disziplinen – auch in der Psychologie – ab Mitte der 1980er Jahre eine Reihe wichtiger Überblickswerke und Veröffentlichungen über qualitative Forschungen erschienen.

Während sich die quantitative Forschung überwiegend mit messbaren Kausalbeziehungen (Wenn-Dann-Relationen) und dem Entdecken sozialer Gesetzmäßigkeiten, die allgemeine Geltung beanspruchen, beschäftigt, steht bei der qualitativen Forschung die Bedeutung sozialer Phänomene aus subjektiver Perspektive im Mittelpunkt. Ziel ist die Rekonstruktion von subjektiven oder kollektiven Deutungsmustern, Regeln, Strukturen und Sinnzusammenhängen, die dem Handeln von Menschen zu Grunde liegen. Es geht primär um das Verstehen des Sinns von Handlungen, Situationen, Symbolen und Kontexten. Aus den so gewonnen Erkenntnissen können Theorien entwickelt und Anhaltspunkte für die Konzeption von Praxisprojekten und -angeboten gewonnen werden. Als qualitative Forschung werden demnach methodische Ansätze bezeichnet, die das Subjekt als Konstrukteur seiner Wirklichkeit verstehen, menschliches Erleben und Verhalten durch Verstehen und Interpretation bestimmen und sich um Praxisverbesserung bemühen (Flick, Kardorff und Steinke, 2008; Frieberthäuser, Langer und Prengel, 2010; Mayring, 2008).

Der Begriff der qualitativen Forschung vereint dabei sehr unterschiedliche Zugänge und methodische Verfahren. Wichtige Prinzipien qualitativer Forschung (Lamnek, 2005) sind u.a. das Prinzip der Offenheit und der Kommunikation. Das Prinzip der Offenheit verweist auf die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Offenheit der ForscherInnen gegenüber Untersuchungspersonen, -situationen und -methoden. Der Forschungsplan soll zunächst so offen gestaltet werden, dass er jeder Zeit modifiziert werden kann. Es werden im Vorfeld keine Hypothesen gebildet. Dadurch wird vermieden, dass im Forschungsprozess vorschnell eine Selektion vorgenommen wird. Stattdessen wird die vorhandene Informationsbreite einbezogen und das methodische Vorgehen kann sich an das Untersuchungsobjekt anpassen. Das Prinzip der Kommunikation geht davon aus, dass die Kommunikation zwischen ForscherInnen und Probanden als ein konstitutives Bestandteil des Forschungsprozesses zu sehen ist. Die eigene Subjektivität des Forschers wird also nicht als Störvariable – wie es in der quantitativen Forschung der Fall ist – betrachtet. Bei der Datenerhebung muss der Proband die Möglichkeit haben, seine Sichtweisen darzustellen. Dementsprechend orientiert sich die Formulierung der Fragen an der Alltagssprache und der kommunikativen Leistungen der einzelnen Probanden. Als Vorteil ergibt sich hierbei eine Nähe zum Forschungsgegenstand und eine Ganzheitlichkeit des Forschungszugangs, d.h. der Mensch wird in seiner Ganzheit betrachtet, es interessieren also nicht einzelne isolierte Merkmale (Variablen) der Person, sondern der gesamte Mensch. Lebensweltliche Aspekte und die Eigenart des zu untersuchenden Gegenstandes werden entsprechend miteinbezogen.

Neben Vorteilen wie Offenheit, Gegenstandsnahe und Ganzheitlichkeit gibt es an der qualitativen Forschung auch Kritikpunkte. So haben qualitative Studien angesichts der zeitaufwendigen Datenerhebungs- und Auswertungsverfahren im Unterschied zu standardisierten quantitativen Studien oftmals eine nur geringe Stichprobengröße. Darüber hinaus sind die Stichproben keine Zufallsstichproben (randomisierte Stichproben), die nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung gezogen werden, so dass jede Person der Untersuchungspopulation die gleiche Chance hat, an der Studie teilzunehmen. Damit ist das Problem der Generalisierbarkeit angesprochen bzw. die Frage aufgeworfen, in wie weit die gewonnenen Erkenntnisse über die (kleine) Stichprobe hinaus Gültigkeit haben? Die Entscheidung ob qualitativ oder quantitative Zugänge und Methoden zur Anwendung kommen ist demnach immer in Abhängigkeit mit dem Forschungsinteresse und von den Forschungsfragestellungen zu treffen. Darüber hinaus können quantitative und qualitative Methoden durchaus auch gewinnbringend miteinander verknüpft werden, vor allem vor dem Hintergrund des Postulats der Angemessenheit der Methode an Gegenstand und Erkenntnisinteresse. So stehen in vielen Disziplinen heutzutage beide Zugänge gleichwertig nebeneinander und werden bspw. durch Triangulation, d.h. die systematische Kombination von Daten, Methoden, Theorien, und Perspektiven konstruktiv miteinander

verbunden bzw. zueinander in Beziehung gesetzt. Es ist davon auszugehen, dass diese Entwicklung eines konstruktiven Miteinanders angesichts der zunehmenden gesellschaftlichen Komplexität zunehmen wird, denn komplexe Sachverhalte erfordern komplexe Forschungsdesigns.

Die vorliegende Veröffentlichung fokussiert qualitative methodische Zugänge, Ergebnisse und Erkenntnisse verschiedener Disziplinen und Studien zum Thema „Kinder psychisch kranker Eltern“. Während eine frühere Arbeit einen Überblick über quantitative Forschungen und ihre Ergebnisse zu diesem Thema bietet (Wiegand-Grefe, Matthejat und Lenz, 2011), soll dieses vorliegende Buch den aktuellen Stand der qualitativen Forschungen zum Thema „Kinder psychisch kranker Eltern“ in Deutschland überblicken. Es soll die wichtigsten angewandten qualitativen Methoden in diesem Bereich vorstellen, ihre Praktikabilität diskutieren und zentrale Ergebnisse aus diesen qualitativen Forschungen zusammenfassen. Das Buch soll damit einen Beitrag leisten, die komplexen Lebenswelten von Kindern psychisch kranker Eltern und ihren Familien besser verstehen zu können, das heißt, es geht um die Rekonstruktion der subjektiven Deutungsmustern, Alltagstheorien und Sichtweisen der einzelnen Familienmitglieder, um angemessene Hilfs- und Unterstützungsmöglichkeiten in der Praxis entwickeln zu können. Denn es ist inzwischen bekannt, dass sich psychische Erkrankungen eines Elternteils sich auf das ganze System Familie und alle Familienmitglieder auswirken. Entsprechend bedarf es auch eines komplexen Hilfe- und Unterstützungssystems, das sich der familialen Komplexität annimmt (Schone und Wagenblass, 2006).

Der Beitrag von *Maren Schreier und Sabine Wagenblass* stellt Ergebnisse einer qualitativen Evaluation des Bremer Modells „Patenschaften für Kinder psychisch kranker Eltern“ dar. Auf Grundlage eines Mehrmethodenansatzes wird herausgearbeitet, welche beabsichtigten und unbeabsichtigten Wirkungen aus Patenschaften für Kinder psychisch kranker Eltern und ihren Eltern resultieren. Hierbei kamen insbesondere Aktenanalysen, teilnehmende Beobachtungen und qualitative Inhaltsanalysen nach Mayring zur Anwendung. Der Beitrag zeigt auf, wie sich das Modell in der Praxis bewährt hat und welche Ansatzpunkte zur konzeptionellen Weiterentwicklung in der Evaluierung herausgearbeitet werden konnten.

Die nächsten drei Beiträge entstammen dem Projekt CHIMPs (Children of mentally ill parents, Wiegand-Grefe, Halverscheid und Plass, 2011), angesiedelt in der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, -psychotherapie und -psychosomatik am Universitätsklinikum Hamburg Eppendorf. In diesem Projekt bestand innerhalb einer vierköpfigen Arbeitsgruppe, bestehend aus Rosemarie Sobik, Claudia Fidalgo das Neves, Michaela Hoch und Sabine Schröder-Korf in Kooperation mit Dorothee Wienand-Kranz vom Fachbereich Psychologie der Universität Hamburg und unter Projektleitung von Silke Wiegand-Grefe das Ziel von vier Forschungsarbeiten darin, zu untersuchen, inwieweit sich Elternteile, Paare, Kinder und Familien mit psy-

chisch kranken Eltern in ihren Bewältigungsstilen der elterlichen psychischen Erkrankung unterscheiden und ob sich Typen der Bewältigung dieser Erkrankung herausarbeiten lassen. Die Beiträge aus der CHIMPs Arbeitsgruppe wenden die Methode der modifizierten „verstehenden Typenbildung“ nach Gerhard (1985) an. Die Modifizierung der Methode für die Fragestellung und sämtliche zentralen Auswertungsschritte fanden in der Gruppe statt, dabei wurden innerhalb des Arbeitsprozesses vier Perspektiven eingenommen: die des erkrankten Elternteils, des Paares, der Kinder und der gesamten Familie. Im Ergebnis ließen sich für jede Ebene spezifische Bewältigungstypen beschreiben. Im ersten Beitrag dieser Arbeitsgruppe von *Rosemarie Sobik und Kolleginnen* wird die Methode der „Verstehenden Typenbildung“ vorgestellt. Dabei geht es darum, anhand von Einzelfallstudien prägnante Einzelfälle, sogenannte optimale Grenzfälle, herauszuarbeiten. Der Vergleich der Einzelfälle dient dabei der Kontrastierung, die es ermöglicht, Beschreibungsmerkmale für eine Untergruppe einer gesamten Stichprobe zu benennen. Ziel des Vorgehens ist eine Herausarbeitung von Typen, die spezifische Merkmale repräsentieren und sich von anderen Untergruppen, anderen Typen, unterscheiden. Im Beitrag von Sobik und Kolleginnen werden neben der Beschreibung des methodischen Vorgehens die Ergebnisse der Typenbildung der erkrankten Elternteile vorgestellt. Im folgenden Beitrag unter Federführung von *Claudia Fidalgo das Neves* steht die qualitative Analyse der Bewältigungsstrategien dyadischer Elternbeziehungen und die Herausarbeitung von Bewältigungstypen auf der Paarebene im Mittelpunkt. Im nächsten Beitrag aus dem CHIMPs-Kontext analysiert die Gruppe um *Sabine Schröder-Korf* die Bewältigungsstrategien betroffener Kinder und Jugendlicher, um Typen der Bewältigung zu verdichten. *Michaela Hoch und Kolleginnen* analysieren die Bewältigungsstrategien der elterlichen Erkrankung auf der gesamtfamiliären Ebene.

Die nächsten beiden Beiträge entstammen dem Projekt „KANU – Gemeinsam weiterkommen“. Dieses multimodale Präventionsprogramm will die Ressourcen der Kinder und die Erziehungskompetenz der Eltern stärken sowie die Kommunikation in den Familien fördern. Aus diesem Projekt beschäftigen sich *Dieter Heitmann* und *Miriam Schmuhl* mit den Herausforderungen in Familien mit einem psychisch erkrankten Elternteil am Beispiel der Krankheitskommunikation und stellen Ergebnisse aus dem Projekt vor. Sie arbeiten nach der Methode der Grounded Theory. Im Fokus des Beitrags von *Katrin Linthorst* und *Michael Rehder* steht die psychische Gesundheit und familiäre Vulnerabilität bei Familien mit einem psychisch erkrankten Elternteil. Es geht um die Fragen, inwieweit erstens soziale Ungleichheiten in Gestalt von sozioökonomischen und soziokulturellen Ressourcen die familiäre Belastung steigern und zweitens inwiefern Divergenzen hinsichtlich der psychosozialen Belastungsfaktoren in Abhängigkeit des Krankheitsbildes bestehen. Zur Bearbeitung dieser Fragen wird inhaltsanalytisch nach Mayring gearbeitet.

Im nachfolgenden Beitrag von *Silvia Krumm* zum Thema „Psychische Erkrankung und Kinderwunsch“ geht es um den Zusammenhang von Biografie, Kinderwunsch und psychischer Erkrankung. Zentral ist dabei die Frage, wie Frauen im Rahmen einer biografischen Erzählung einen Kinderwunsch unter den Bedingungen einer psychischen Erkrankung konstruieren. Grundlage des Beitrags bildet ein von der DFG gefördertes Forschungsprojekt zu „Familienplanung bei Frauen mit schweren psychischen Erkrankungen zwischen individueller Verantwortung und sozialer Stigmatisierung“. Die empirische Bearbeitung der aufgeworfenen Forschungsfragen erfolgt anhand einer hermeneutisch-rekonstruktiven Auswertung von fünf biografischen Fallkonstruktionen. Ziel dieses methodischen Vorgehens ist weniger die Rekonstruktion des faktisch Gewesenen, als vielmehr die Analyse der gegenwärtigen Deutungsmuster und lebensweltlichen Orientierungen. Abschließend mündet der Beitrag in der Formulierung erster Hypothesen zum biografischen Umgang mit einem Kinderwunsch psychisch kranker Frauen.

Der folgende Beitrag widmet sich der Thematik der Andersartigkeit und Liminalität, zur biographischen Identität von Nachkommen psychisch kranker Eltern. Der Autor *Daniel Sollberger* stellt Ergebnisse einer im Rahmen des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (SNF) geförderten Studie unter dem Titel „Identität zwischen Integration und Ausschluss. Psychosoziale und biografische Integrationsformen und Ausschlussmechanismen von Kindern psychisch kranker Eltern“ vor. Der Fokus des qualitativ-hermeneutischen Zugangs liegt dabei zum einen auf der Bewältigung und den Identitätsbildungsprozessen von Kindern psychisch kranker Eltern. Zum andern geht es mit Blick auf die Bedeutung von Bewertungsprozessen in der Bewältigung biographischer Belastungen um die subjektiven und diskursiv geformten Sinngebungsprozesse der Befragten. Zusammengefasst geht es also um die Frage, in welcher Weise die Krankheit die erwachsenen Nachkommen hinsichtlich ihrer sozialen Integration und biographischen Identität geprägt hat?

Im nächsten Beitrag stellt *Johannes Jungbauer* die Kombination inhaltsanalytischer und fallrekonstruktiver Verfahren am Beispiel des DFG-Projekts „Schizophrenie und Elternschaft“ dar. Hierzu wurden unter anderem sowohl schizophren erkrankte Eltern als auch deren (Ehe-)Partner sowie ihre minderjährigen Kinder befragt. Das Ziel dieser Familienstudie war es, nicht nur das subjektive Alltags- und Erkrankungserleben der einzelnen Familienmitglieder, sondern auch das Zusammenspiel der einzelnen Sichtweisen im Familiensystem (z.B. in Form von Alltagsarrangements und kollektiven Deutungsmustern) zu analysieren.

Der Beitrag von *Tim Vahle-Hinz* und *Dorothee Wienand-Kranz* wendet sich der Verwendung von Spontanzeichnungen als Forschungsmethode zu. Inhaltlich geht es um die Erforschung des Erlebens von Angehörigen depressiv Erkrankter im Kontakt mit psychologisch/psychiatrischen Einrichtungen. Grundlage hierfür sind Spontanzeichnungen, d. h. Zeichnungen und

Bilder, die spontan entstehen, ohne Auftrag, ohne Thema, als kreativer Selbstausdruck. Zu jedem Bild wurde ein Gespräch mit dem/der Malerin geführt, das transkribiert und mit in die Auswertung einbezogen wurde. Ziel des methodischen Vorgehens ist es, durch das wechselseitige Beziehen der Bilder und der Gespräche aufeinander, ein vertieftes Verständnis des Erlebens zu ermöglichen.

Im letzten Beitrag von *Annegret Orts* und *Johannes Jungbauer* geht es um die biographischen Entwicklungen und dem Unterstützungsbedarf von erwachsenen Töchtern psychisch kranker Mütter. Ziel der qualitativen Studien ist es, Hypothesen zu entwickeln, die als Ansatzpunkt für weiterführende Studien dienen können. Zum anderen sollten aus den Daten aber auch Anregungen und Empfehlungen für die praktische Arbeit mit erwachsenen Kindern psychisch kranker Eltern abgeleitet werden.

Literatur

- Flick, U., Kardorff, E. von und Steinke, I. (Hrsg.). (2008). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Rowohlt: Reinbek.
- Friebertshäuser, B., Langer, A. und Pregel, A. (Hrsg.). (2010). *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (3. überarbeitete Auflage). Weinheim: Beltz.
- Gerhardt, U. (1995). Typenbildung. In U. Flick, E. v. Kardorff, H. Keupp, L. v. Rosenstiel und St. Wolff (Hrsg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung* (S. 435–439). Weinheim: Psychologie Verlags Union, Beltz.
- Lamnek, S. (2005). *Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch* (4. vollständig überarbeitete Auflage). Weinheim: Beltz.
- Mayring, P. (2008). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (10. Auflage). Weinheim: Beltz.
- Mruck, K. und Mey, G. (Hrsg.). (2010) *Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schone, R. und Wagenblass, S. (2006). *Wenn Eltern psychisch krank sind – ... Kindliche Lebenswelten und institutionelle Handlungsmuster* (2. Auflage). Weinheim: Beltz.
- Wiegand-Grefe, S., Mattejat, F. und Lenz, A. (2011). *Kinder mit psychisch kranken Eltern. Klinik und Forschung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wiegand-Grefe, S., Halverscheid, S. und Plass, A. (2011). *Kinder und ihre psychisch kranken Eltern. Familienorientierte Prävention. Der CHIMPs-Beratungsansatz*. Göttingen: Hogrefe.

Maren Schreier, Sabine Wagenblass

2. Anwendung der Methode der Aktenanalyse, der teilnehmenden Beobachtung und der Inhaltsanalyse nach Mayring und wichtige Ergebnisse der qualitativen Evaluation des Bremer Patenschaftsmodells

Seit Mitte der 1990er Jahre Kinder psychisch kranker Eltern als die „vernachlässigten Angehörigen“ in der Fachöffentlichkeit entdeckt wurden, beschäftigt sich die Forschung insbesondere mit der Frage wie sich die psychische Erkrankung eines Elternteils auf die Kinder und das Gesamtsystem Familie auswirkt (u.a. Lenz 2005, 2007; Mattejat und Lisofsky, 2008; Mattejat und Remschmidt, 1994; Schone und Wagenblass, 2006). Einigkeit herrscht inzwischen darüber, dass psychische Erkrankungen als „Familienerkrankungen“ (Schone und Wagenblass, 2006, S. 12 ff.) angesehen werden können, die zu einem erheblichen Belastungs- und Stressfaktor für die gesamte Familie werden können. Insbesondere für die Kinder als schwächste Mitglieder des Familiensystems gehen mit einer Erkrankung oftmals erhebliche lebensweltliche Veränderungen und teilweise auch Einschränkungen einher. Als unmittelbare Probleme zeigen sich bei vielen Kindern Desorientierung und Schuldgefühle; sie können die Reaktionsweisen der erkrankten Eltern nicht einschätzen und führen die Erkrankung oftmals auf ihr eigenes Verhalten zurück. Sie trauen sich nicht, mit anderen darüber zu sprechen und bleiben mit ihren Ängsten häufig allein. Innerhalb der Familie kann es zu Rollenumverteilungen kommen, und die Kinder übernehmen Aufgaben und Verantwortung für die erkrankten Elternteile, denen sie von ihrer Entwicklung her nicht gewachsen sind (Parentifizierung). Hinzu kommen Folgeprobleme wie ein Betreuungsdefizit, da die Eltern in Krisenzeiten selbst stark belastet sind, sowie mehrfache Trennungen von dem erkrankten Elternteil durch Psychiatrieaufenthalte und infolgedessen wechselnde Betreuungssettings und Betreuungspersonen.

Wie Kinder all dies bewältigen und ob sie resilient, d.h. widerstandsfähig sind bzw. werden oder bleiben, hängt von vielen Faktoren ab. Die Resilienzforschung (Werner, 2008) hat gezeigt, dass neben personalen und fa-

milialem Ressourcen das Vorhandensein stabiler, positiver Bindungen und Beziehungen an Erwachsene einen zentralen Schutzfaktor darstellen. Diese können innerhalb der eigenen Familie oder aber im sozialen Umfeld sein. Die Unterstützung und Erfahrungen, die in diesen Beziehungen erlebt werden, können dazu beitragen, andere Entwicklungshorizonte für die Kinder zu eröffnen und so einen entscheidenden Beitrag für die Aufrechterhaltung sozialer Identität der Kinder in Krisenzeiten leisten. An dieser Erkenntnis setzt das Angebot „Patenschaften für Kinder psychisch kranker Eltern“ an.

1. Patenschaften: Ein flexibles Hilfsangebot für Kinder psychisch kranker Eltern

Das erste Patenschaftsangebot wurde 2000 in Hamburg entwickelt.¹ Hintergrund war die Erfahrung des Pflegekindervereins PFIFF e.V., dass die MitarbeiterInnen in ihrer Arbeit immer wieder mit der besonderen Problematik von psychisch kranken (meist allein erziehenden) Müttern konfrontiert wurden, die eine Beziehung zu ihrem Kind entwickelt hatten, dessen kontinuierliche Versorgung aber aufgrund ihrer psychischen Erkrankung nicht durchgehend gewährleisten und sicherstellen konnten. Besonders bei chronisch kranken Müttern kam es immer wieder zu kurzfristigen Trennungen durch Psychiatrieaufenthalte und zu einer Unterbringung der Kinder in einer Bereitschaftspflegefamilie. Für die Kinder bedeutete dies, dass sie in der Regel immer wieder bei anderen Bereitschaftspflegefamilien untergebracht wurden und wenig Kontinuität in ihren sozialen Beziehungen erlebten. Verunsicherungen und zusätzliche Belastungen der Kinder waren die Folge. Diese Beobachtung veranlasste PFIFF e.V., das Modellprojekt ‚Patenschaften‘ zu konzeptualisieren. Patenschaften unterstützen grundsätzlich das Zusammenleben von Mutter² und Kind, allerdings ohne das Wohl des Kindes aus den Augen zu verlieren. Die Grundidee ist, für das Kind außerhalb der Familie ein kontinuierliches Beziehungsangebot zu schaffen. Die Patenfamilien sollen einen verlässlichen Schutz und Sicherheit für das Kind bieten. Somit stellen die Patenfamilien keine Ersatzfamilie dar, sondern erweitern die sozialen Beziehungen des Kindes. Gleichzeitig werden die Mütter von ihrer Verantwortung dem Kind gegenüber entlastet, erfahren Unterstützung in der Kindererziehung und Kinderbetreuung und finden Rat und Hilfe bei der Lebensbewältigung im sozialen Nahraum. Die Entlastung durch die Patenfami-

1 Zur ausführlichen Darstellung des mittlerweile breiten Spektrums an Patenmodellen und eine Diskussion ihrer Möglichkeiten und Anforderungen vgl. Görres und Pirsig, 2011.

2 Patenschaftsmodelle sind nicht ausschließlich auf Mütter gerichtet. Allein erziehende, psychisch kranke Väter sind ebenso angesprochen. Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, dass diese Hilfsmaßnahme vorwiegend für alleinerziehende Mütter bewilligt bzw. überwiegend von diesen in Anspruch genommen wird.

lie hilft der Mutter, ihre Kräfte besser einzuteilen. Die Kinder verbringen regelmäßig je nach Vereinbarung einen Tag in der Woche und ein bis zwei Wochenenden im Monat bei der Patenfamilie. Zur Abklärung der konkreten Unterstützung wird zwischen der Mutter, der Patenfamilie und PFIFF e. V. ein Kontrakt geschlossen, der verbindlich klärt, welche Leistungen erbracht werden. Kommt es zu einer stationären Unterbringung der Mutter, wird aus der Patenfamilie eine Bereitschaftspflegefamilie, in der das Kind für die Dauer des Krankenhausaufenthaltes lebt. Die Anforderungen an die Paten sind hoch, sie müssen eine Beziehung zu Mutter und Kind aufbauen, ohne diese zu vereinnahmen, Distanz wahren, ohne abweisend zu sein, und sie müssen hoch flexibel bezogen auf den sich immer wieder ändernden Unterstützungsbedarf sein. Insofern werden die laufenden Patenschaften fachlich begleitet und bei Bedarf wird Supervision angeboten. Die Patenfamilien erhalten eine geringfügige Bezahlung, kommt es zu einer Bereitschaftspflege, wird der entsprechende Pflegesatz vergütet.

Das Bremer Modell „Patenschaften für Kinder psychisch kranker Eltern“, das sich konzeptionell an dem Hamburger Modell orientiert, wurde 2004 auf Grundlage des § 27 SGB VIII (Hilfen zur Erziehung) in das Leistungsangebot des Bremer Amtes für Soziale Dienste aufgenommen. Umgesetzt und begleitet werden die Patenschaften von „PiB – Pflegekinder in Bremen gGmbH“ (www.pib-bremen.de). Federführend für die Bewilligung und Verlängerung der Patenschaften sind die Case ManagerInnen des Amtes für Soziale Dienste (Jugendamt). Im Rahmen des Hilfeplanverfahrens (§ 36 SGB VIII) klärt das Case Management gemeinsam mit allen Beteiligten Ziele und Dauer der Patenschaft. Um Erfolge und Schwierigkeiten dieses Angebotes sowie eventuell erforderliche Veränderungen und dazu geeignete Möglichkeiten auszuloten wurde es nach vier Jahren Laufzeit (2008) extern evaluiert.³ Beauftragt mit der Evaluation wurden die Hochschule Bremen in Kooperation mit dem Bremer Institut für Soziale Arbeit und Entwicklung e. V. (BISA + E). Im Zentrum der Evaluation stand die zentrale Frage, ob sich das Modell in der Praxis bewährt hat und ob es als Regelangebot in das Leistungsspektrum des Bremer Amtes für Soziale Dienste aufgenommen werden soll.

2. Das Forschungsdesign

Ziel der Evaluierung war es herauszuarbeiten, welche beabsichtigten und unbeabsichtigten Wirkungen aus Patenschaften für Kinder psychisch kranker Eltern resultieren, wobei die unterschiedlichen Perspektiven der betei-

3 Das Evaluationsteam waren Prof. Dr. Sabine Wagenblass (Projektleitung), Maren Schreier und Prof. Dr. Thomas Wüst (Hochschule Bremen und BISA + E.) sowie 40 Studierende der Hochschule Bremen, Studiengang Soziale Arbeit.

ligten Personen und Institutionen (Eltern, PatInnen und Patinnen, Case-managerInnen und MitarbeiterInnen des Trägers) Berücksichtigung finden sollten. Zur Bearbeitung dieser komplexen Forschungsfragen kamen im Rahmen der Evaluierung unterschiedliche Methoden empirischer Sozialforschung, insbesondere qualitative Verfahren zur Anwendung. Die Entscheidung vornehmlich qualitative Verfahren zur Datenerhebung zu nutzen, begründet sich in der Zielsetzung und dem Erkenntnisinteresse der Evaluation. Zur Erforschung von beabsichtigten Wirkungen eines Angebotes bieten sich standardisierte Verfahren an, da entsprechende Ziele und der zu erwartende Outcome meist in den Konzepten festgeschrieben und damit operationalisierbar sind. Unbeabsichtigte Wirkungen dagegen sind Phänomene, die vorab nicht mitbedacht worden sind und folglich in standardisierten Erhebungsinstrumenten nicht berücksichtigt werden. Nach Flick (2006, S. 19) wird Evaluation „jedoch vor allem dann aufschlussreich sein, wenn es ihr gelingt, die unterschiedlichen – subjektiven – Bewertungen verschiedener Beteiligter zu erfassen und über deren Vergleich und Kontrastierung zu einer Bewertung zu gelangen“. Qualitative Forschung fokussiert somit den Einzelfall mit seinen individuellen Besonderheiten in seinem situativen Kontext und versucht, über Vergleiche generalisierende Aussagen zu treffen. Im Mittelpunkt der qualitativen Forschungsperspektive stehen also das Subjekt, seine Erfahrungen, Bedeutungszuschreibungen, Hoffnungen und Handlungsmöglichkeiten. Das Ziel ist ein ‚Verstehen‘ und ‚Rekonstruieren‘ dieser jeweiligen subjektiven Sichtweisen. Nachteile dieses Vorgehens sind u. a., dass nur eine begrenzte Zahl von Fällen erhoben werden können und somit keine repräsentativen Aussagen bezüglich der Ergebnisse möglich sind. Hinzu kommt, dass Erhebung, Aufbereitung (Transkription) und Auswertung der Daten sehr zeitaufwendig sind. Insofern muss stets im Kontext des jeweiligen Evaluationsvorhabens und bezogen auf das spezifische Erkenntnisinteresse entschieden werden, welche methodischen Verfahren zur Anwendung kommen.

2.1 Leitende Fragestellungen

Ausgehend von den subjektiven Wahrnehmungen, dem Nutzen sowie der Passgenauigkeit des Patenschaftsmodells ging es in dem vorliegenden Evaluationsprojekt im Einzelnen insbesondere um folgende Fragen:

1. Wie wird das Angebot aus Sicht der Eltern, der PatInnen, der Case ManagerInnen und der MitarbeiterInnen von PiB wahrgenommen?
2. Gibt es einen Veränderungsbedarf hinsichtlich der konzeptionellen Gestaltung?
3. Welche Rahmenbedingungen müssen gegeben sein? (z.B. professionelle Begleitung der Patenschaften, Qualifizierung)

4. Wo sind die Grenzen des Patenschaftsmodells? (z.B. Ehrenamtlichkeit)
5. Wo gibt es Potenziale der Weiterentwicklung? (z.B. Erschließung neuer Zielgruppen, Erhöhung der Anzahl von Patenschaften)
6. Können durch Patenschaften Kosten eingespart werden?

Um zuverlässige Einblicke in die unterschiedlichen Situationen, Ebenen und Abläufe der „Patenschaften für Kinder psychisch kranker Eltern“ zu gewinnen und gleichzeitig den spezifischen Perspektiven der beteiligten Individuen, Personengruppen und Institutionen gerecht werden zu können, kamen unterschiedliche Methoden empirischer Sozialforschung zur Anwendung (siehe Tabelle 1).

Tabelle 1: Übersicht methodischer Zugang

	Eltern	PatInnen	Case ManagerInnen	PiB
Methoden	Leitfaden ge- stützte Interviews	Leitfaden ge- stützte Interviews	Leitfaden ge- stützte Interviews standardisierter Fragebogen ⁴	Leitfaden ge- stützte Interviews Aktenanalyse (Fallverlauf)
		Teilnehmende Beobachtung		

2.2 Methodischer Zugang

In erster Linie von Interesse waren die Sichtweisen der betroffenen Familien, der PatInnen beziehungsweise Patenfamilien, der Case ManagerInnen des Amtes für Soziale Dienste (Jugendamt) sowie die der zuständigen PiB-MitarbeiterInnen. Eine Befragung von Kindern psychisch kranker Eltern war ursprünglich geplant, konnte jedoch aufgrund datenschutzrechtlicher Anforderungen einerseits und der Zurückhaltung auf Seiten psychisch kranker Eltern(teile) andererseits nicht durchgeführt werden. Davon abgesehen war das Durchschnittsalter der Kinder in den laufenden Patenschaften sechs Jahre, so dass sich ohnehin nur methodologisch fragwürdige Ergebnisse hätten erzielen lassen.

Die leitfadengestützten Interviews bildeten den Schwerpunkt der Evaluation. Darüber hinaus kamen jedoch noch weitere Methoden empirischer Sozialforschung (Aktenanalyse und teilnehmende Beobachtung) zur Anwendung, die im Folgenden kurz beschrieben werden.

4 Da die Rücklaufquote zu gering war, konnten die Daten nicht mit in die Evaluation aufgenommen werden.